Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 28

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644933

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 28 - 25. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern | 13. Juli 1935

Das Meer. Von Max Barthel.

Das Meer, das Meer, das weite Meer!
O wie die Brandung schäumt!
So ging mein Blut, das wilde Blut,
Als es vom Meer geträumt.

Das Meer, das Meer, das weite Meer!
Aufdröhnend geht sein Schlag
Vom Abendrot zum Morgenrot
Und donnernd durch den Tag.

Das Meer, das Meer, das weite Meer!
Wild schäumend kommt die Flut,
So überfiel, als ich dich sah,
Mein Herz das heisse Blut.

Das Meer, das Meer, das weite Meer!
Ich sag' es ohne Ruh,
Und meine Wanderseele sehnt
Sich seiner Heimat zu.

Das Meer, das Meer, das weite Meer!
Uralter Schöpfungston!
Er war in mir, in meinem Blut:
Die Mutter rief den Sohn.

Das Meer, das Meer, das weite Meer!
Wie du, ist unsre Zeit:
So aufgewühlt, so abgrundtief
Und so voll Herrlichkeit!

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 6

Während er wieder unten am Hackstocke steht, kommt sein Nachbar vom Ueberschynhofe, der Uli Kleiner, dahergebeinelt. Aus der zutunlichen Art, wie er sich herzumacht und mit dem und jenem Gesprächsstoffe unauffällig ein Brücklein zu schlagen sucht, läßt sich leicht schließen, daß „das Königlein" irgendein Anliegen hat.

Den Zunamen „'s Königli" trägt Kleiner schon Jahr und Tag. Er hat einmal in einem Buche gelesen, der Bauer, und vor allem der Bergbauer, nehme kraft seines naturnahen Berufes und seiner Unabhängigkeit eine Vorzugsstellung ein; ja er herrsche gewissermaßen als ein König auf seinem Haus und Hof. Der Kleiner versäumte nicht, diese angelernte Erkenntnis bald überall fleißig zu verkünden; ja er sprach sie in kurzem als seine persönliche Entdeckung an, als die von ihm eigenhändig gefundene Lebensweisheit. Noch jetzt liegt ihm sehr daran, seine Idee bei jeder Gelegenheit an den Mann oder an die Frau zu bringen, in der Bergstube, im Steiniggrund, ja sogar in den Wirtshäusern zu Schönau. Geld und Zeit reuen ihn nicht, wenn er sich auch vorläufig mit einem einzigen greifbaren Erfolg zufrieden geben muß, eben mit dem Ehrentitel „das Königlein". Dieser ist übrigens bereits auch auf sein Anwesen und auf seine Familie übergegangen. Man sagt nicht mehr „Im Ueberschyn", man sagt „i's Königlis hine", seine Kinder heißen 's Königlis Heich, 's Königlis Sophie, 's Königlis Karli.

Mit dem Zunehmen der königlichen Ehren hat leider das Wachstum des sachlichen Wohlstandes auf dem Ueberschyn nicht Schritt gehalten; vielmehr weiß auf dem Berge fast jedes Kind, daß es mit dem Kleiner abwärtsgeht. Diesem Umstand schreibt man es auch zu, daß der Ueberschyner in der letzten Zeit mehr als einen Anlauf genommen hat, seine Tochter Sophie an den Mann zu bringen. Hannes Fryner ist bald darüber im klaren, daß das Königlein heute auch Absichten nach dieser Richtung verfolgt.

„Ich habe gehört, es sei etwas angebändelt worden zwischen dir und deiner Gotte von gestern", lenkt der Geschwätzige endlich ein. „Das ginge mich ja eigentlich nichts an; aber als alter Nachbar darf ich doch auch ein Wörtlein dazu sagen, das nichts gilt. Zum Beispiel habe ich dich nur fragen wollen, ob du kein Wissen davon habest, daß der Maurer Kehrli vom Halbhanget bei der Ros schon gut Wetter gehabt hat? Was mit dem Kehrli ist, das werd' ich dir nicht sagen müssen. Der Kirschgartner hat den Schlufi mehr als einmal vor die Türe gestellt; jedoch die Ros hat ihm scheint's immer wieder heimlich Unterschlupf gegeben. Die ist nun einmal so, sie kann nichts dafür. Sie hat es von ihrer Mutter überkommen. Kann ich wissen. Aber in so einem Falle darfst du, mein' ich, schon die Augen auftun. Es heißt sogar — ich will dir jetzt nicht sagen, was es heißt. Das könnte dir kein großer Schleck sein, wenn du am Ende ausessen müßtest, was jemand anders eingebrockt hat."

„Dank für den guten Rat", gibt Hannes Fryner zurück; er muß unwillkürlich an die etwas überstürzte Verabschiedung denken, die er an jenem Abend im Kirschgarten

erfahren hat. „Im übrigen bin ich da bereits über dem Graben weg. Was mit der Kirschgartentochter ist und was mit ihr sein wird, geht mich nichts an."

Das Königlein ist von der Mitteilung sichtlich befriedigt. „So — das freut mich, nicht nur für dich, sondern auch für deine Mutter. Die hätte neben so einer Sohnsfrau allweg böse Tage bekommen. Meiner Tochter, der Sophie, ist es auch zu Herzen gegangen, als es auskam, du müßtest mit der Ros zu Gevatter stehen. Sie habe gemeint, du würdest denn doch an einer anderen Türe anklopfen, hat sie gesagt. Du brauchst dir dabei nichts zu denken, gar nichts. Aber die Sophie wär eineweg so erzogen, daß sich einer geruhsam auf ihr Rechtsein verlassen könnt, ohne die ganze Zeit neben ihr zu stehn und ihr aufs Garn zu sehen wie der Luchs."

Damit geht der Nachbar seiner Wege, und läßt Hannes Fryner mit seinen Gedanken über den durchsichtigen Antrag allein. Die Sophie ist ein paar Jahre älter als er. Groß und hager gewachsen, sieht sie gar nicht wie eine Königstochter im Märchen aus, eher wie ein Mann in Weibskleidern. Eigentlich ist sie auch der einzige Mann auf dem Ueberschyn, gewissermaßen der Wehrstein, der sich dem allmähligen Verfall der Wirtschaft entgegenstemmt. Von ihren zwei Brüdern ist der eine vom Jagdfieber besessen, sein Denken ist bei Tag und Nacht aufs Wildern gerichtet. Der andere hat die Theorien des Vaters übernommen und legt sie in dem Sinne aus, daß die Arbeit nicht unbedingt zu den Bedürfnissen eines freien Berglers gehöre. Er hat vom Königlein schon als Knabe oft genug gehört, das Schinden und Rackern sei ein Vorrecht der Talleute, denen der Begriff vom Leben längst abhanden gekommen wäre, sintemalen sie sich von klein auf mit Kopf und Händen um den dreckigen Mammon bemühten, um dann, vor der Zeit grau und knochenbrüchig geworden, auf einer Geldkiste seliglich in die Grube fahren zu können. Man redet dem Ueberschyn-Karli nach, daß er nur dann stehe oder sitze, wenn er zum Liegen zu faul sei. Während die Sophie in den sonnenlosen Wintertagen mit heiliger Schaffluſt und mit fabelhafter Fertigkeit Kochkellen, Wäscheklammern und anderes Kleinzeug schnitzt, liest er im siebenten Buch Moses, einem geheimgehaltenen Sondereigentum der Ueberschynleute. Gegen die oft hageldicht fallenden Vorwürfe der Schwester ist er durch seine unendliche Gleichgültigkeit wie durch eine Tarnkappe geschützt. Zu einer Zeit hatte Karli das Anwachsen des duftigen Holzwarenlagers mit einer gewissen Anteilnahme verfolgt, durfte er doch das nicht unbegehrte Kleinzeug im anbrechenden Frühjahr als Hausierer im Unterland von Dorf zu Dorf gemächlich verschleißen und draußen ein richtiges Schlemmerleben führen. Da er vom Erlös aber von Jahr zu Jahr weniger heimbrachte, ging der Sophie die Langmut einesmals aus; sie begab sich selber auf die Handelsschaft und verwaltete den schönen Erlös ihres Winterschaffens jeweilen mit soviel Vorsicht und Zugeknöpftheit, daß der bequeme Herr Bruder seine ganze Ueberredungsgabe, ja sogar tränenbeglaubigte Liebeserklärungen aufbieten mußte, um hin und wieder in den Besitz einiger Schoppenpfennige zu gelangen. — —

Hannes Fryner ist mit der Arbeit fertig. Da kommt ihn unversehens die Lust an, seinem Waldbesitz im vordern Brockenholz ein Besüchlein zu machen und ein wenig nachzusehen, was der Winter etwa für Schaden getan habe.

Die fetten Heuwiesen vor dem Hause haben sich fast von einem Tag auf den andern leicht begrünt. Die Sommerweide, über deren Staffeln er in schräger Richtung hinaufsteigt, ist noch nicht so weit; erst vor Tagen hat sie der Föhn von ihrer Schneelast befreit. Es kann noch eine Woche dauern, bis der erste Sonnenstrahl sie um die späte Mittagszeit erreicht. Im Walde selber liegt noch da und dort in einem Einschnitt ein Häuflein Winter, aber es ist doch Frühlingsodem um und um. Der Frühling grüßt ihn mit einer steilaufgetürmten Wolkenburg, die hinter der breiten Kuppe des Wetterstuhls emporsteigt.

Der Brockenwald ist der Stolz des jungen Bauers. Er gewährt ihm mehr als nur die heimliche Besitzfreude, er baut eine unsichtbare Brücke zwischen ihm und seinen Vorfahren. Sein Großvater hat den steilen Hang, dessen Bestand damals eben abgeholzt und zu Kohle gebrannt worden war, mit sauer erspartem Gelde erworben, der zu früh verstorbene Vater hat das mühselig aufstrebende Jungholz mit seiner ganzen Liebe betreut und in die gute Zeit hineingebracht, wo ihm weder Schneelast noch Schloßenwurf allzu hart zusetzen konnten. Auch dieser zähe Winter ist fast ohne Spur an ihm vorbeigegangen. Da und dort hat er wohl einen Wipfel geknickt oder eine verkümmerte Geilstange umgebogen, so daß man sie schlagen muß; sie wird jedoch keine Lücke hinterlassen, so wenig als ein Mensch, der nach kränklichen Kindsjahren wie ein Schatten ins Niegewesene zurücksinkt. —

Aber wie im schönsten rotbackigen Apfel ein Wurm nagen kann, so wird auch im Herzen des Fryner-Erben jeweilen eine nie ausgesprochene und ebensowenig jemals erlöschende Bitterkeit wach, wenn er sich von vorspringender Warte aus mit einem Blick auf den Heiletsboden hinab wieder einmal davon überzeugen muß, daß sein Wald das Anwesen zum Ueberschyn in Schutz nimmt, und nicht seinen eigenen Grund und Erbsitz. Sein Ahne hätte zur rechten Zeit wohl auch den grundtiefern Steilhang über seiner Liegenschaft zur Quell erwerben können, der nun dem Urech Leu auf der Wehrtanne gehört ...

Der Waldgänger kann es sich nicht versagen, auch im Eigentum des Nachbarn ein wenig Umschau zu halten. Wie schon manches Mal muß er sich auch jetzt wieder mit verhaltenem Neide eingestehen, daß hier die Weißtannen- und Fichtenstämme noch wuchtiger und höher emporragen. Schon sein Vater hat bei Lebzeiten manchen Anlauf genommen, den Wald vom Wehrtanner einzuhandeln, aber immer umsonst. Nach und nach hat er sich drein zu schicken versucht. „Holz ist Holz", hat er gesagt. „Ob es nun dem Heiri oder dem Hans gehört, es hält uns die Rüüchi des Berges gleichwohl von Land und Heimen ab." Und doch war seine einzige Sorge vor dem Sterben: „Du, Hannes — sieh dann, daß du das Holz vom Urech bekommst!"

Hannes Fryner hat, gemach heimzuhaltend, die untere Grenze des Gehölzes nahezu erreicht, als er unversehens dem Wehrtanner gegenübersteht, der ihm mit einem breiten Lachen die Pratze hinhält. „Ah — grüß Gott, Götti! Hast also auch nicht schaffen mögen, wie ich? Ja, nach so einem Tag darf man sich schon ein wenig gehen lassen.

Und du hast wohl noch später Feierabend gehabt als ich", fügt er mit einem verkniffenen Schmunzeln hinzu. „Ei nun, es geht mich ja nichts an, was im Kirschgarten bei der Nacht geschieht. Ein Götti und eine Gotte sind, wie man zu sagen pflegt, aneinander zu wagen. Ich hab' so im halben Rauch zu mir gesagt: Jetzt gehst halt einmal nachsehen, ob meinem Buben sein Holz auch wächst, währenddem er schläft. Ich sag dir, der schläft in den Vormittag hinein wie ein Engel, als ob er schon Wissen hätte, daß es ihm jetzt nicht mehr fehlen kann. Wenn's nicht zu weit wäre, so wollten wir vor Mittag in der Bergstube zusammen eine Flasche vom Besten aushöhlen, auf gute Gevatterschaft und auf das schöne Auskommen im Ehestand. An kurzer Weile wird es euch in der langweiligen Zeit vor und nach dem Zunachten nicht fehlen."

Hannes Fryner merkt schon, wo der Has läuft: Urech Leu will ihm mit seinen Redensarten auf den Busch klopfen; es kann ihm ja kaum entgangen sein, daß gestern zwischen den angehenden Brautleuten nicht alles stimmte. Immer wieder ist er im Begriff, die für ihn so peinliche Lage durch eine ruhige Mitteilung abzuklären; doch der gegen seine Gewohnheit heute überaus wortreiche und mitteilsame Nachbar läßt ihn nicht dazukommen.

Waldlandschaft. Nach einem Gemälde von Joh. Jakob Dorner.

In der Hochweide unterm Waldrand angelangt, setzt sich der Wehrtanner kurzerhand auf den Stamm einer abgesägten Tanne und sagt: „So, Hannes, jetzt will ich dir, weil ich grad so gut aufgelegt bin, einmal erzählen, wie mein Bruder Heiri vor Jahr und Tag nach Australien gereist ist. Es ist eine lustige Geschichte; ich hätte sie selber bald vergessen, und es tut mir gut, sie in meinem Gehirnkasten ein wenig aufzufrischen."

Hannes weiß nichts Gescheiteres zu tun, als neben dem Nachbar Platz zu nehmen, und der legt ohne Umstände los. „Das muß man zum voraus wissen, der Heier hat daheim einfach nicht gut getan. Das heißt nicht etwa, er sei ein fauler Hund gewesen, o nein, beim Bauernschaffen hat er in allen Stücken seinen Mann gestellt. Nur an den Webstuhl wollte er um des Teufels willen nicht heran, den Webkeller nannte er die kleine Höll', und die wollte er nach seiner Behauptung mit dem, was er bis jetzt angestellt, noch nicht verdient haben. Der Vater, wie er denn immer ein Hartkopf gewesen, hat gesagt: „Da hindurch geht's, Bub, biegen oder brechen. Wenn du nicht bei schlechtem Wetter am Webstuhl schaffen willst, dann stell' ich dich vors Haus."

Der Heier besinnt sich nicht lang, er nimmt die Türfalle in die Hand und ruft schon durchs offene Fenster in die Stube herein: „So, draußen wär' ich, wenn's nur an dem fehlt, du brauchst dir keine Mühe zu machen. Aber wissen möcht' ich doch, ob ich mit meinen 23 Jahren nicht einen Zehrpfennig auf den Weg verdient habe." Der Vater lenkt ein und geht ans Fenster: „Und die Straße, Bub? Sonne oder Mond?"

Der Heier ist nicht sogleich beschlagen. „Hä — zuerst will ich einmal ein Jahr lang laufen, immerzu, bis mir wo ein Ort recht ist. Hundert Stunden weit, auch zweihundert. Der Berg kann mir gestohlen werden und der Webstuhl da unten dazu."

„Einem Vaganten geb' ich kein Geld zum Verschleißen", sagt der Vater. „Du mußt dir ein Ziel vorstecken, ein richtiges Ziel, und auf das mußt du zuhalten, immer geradeaus."

„Dann fahre ich nach Australien", erwidert der Heier kurz und gut. „Das ist mir nun just so ins Kopfhäuschen gerutscht. Australien ist auch auf der Welt. Bloß nach Amerika zu gondeln, das wäre mir zu blöd, nach Amerika kann jeder Laff reisen."

„So etwas laß ich gelten, der Handel ist abgemacht", sagt der Vater. „Ich geb' dir fünfhundert Franken in die Hand. Wenn du dein Sparheftgeld dazulegst, so kannst du's machen. Aber ich will einen Brief von dir aus Australien bekommen, darunter tu ich's nicht."

„Den Brief bekommst du. Wenn ihn der Briefträger bis in zwei Jahren nicht bringt, so ist das Schiff untergegangen."

So haben die zwei den Vertrag durchs Fenster abgeschlossen, und am andern Tag früh ist der Heier schon gestiefelt und gestrählt mit seinem Säcklein unter der Haustüre gestanden. „Ich darf nicht lang machen, sonst übernimmt's mich", hat er gesagt als die Mutter vor Weinen fast in die Gichter kam. Ich glaube, er ist mit zehn oder elf Sprüngen schon im Kirschgartenholz unten gewesen. Die Leuen haben nie die Untugend gehabt, sich von der Wehleidigkeit zu Hampelmannen machen zu lassen.

Gut, der Heier hat also die große Reise frisch an den Hörnern gepackt. Am obern und am untern Kirschgarten ist er vorbeigewalzt, wo man schon mit Heuen anfing, unter der Bärenrüti, unter dem Steintobel hin, ohne auch nur mit einem Aug nach rechts oder nach links zu schielen. Auch vom Berg hat er nicht ein einziges Mal mit Stillstehen und Augenausputzen Abschied genommen. Den kann ich mir dann wieder angucken, wenn ich einmal von Australien zu Besuch heimkomme, hat er zu sich selber gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Von den ersten alamannischen Ansiedlern am Südfusse des Juras und im Kanton Bern.

Neuere Forschungsergebnisse.

Vor noch nicht langer Zeit stand in den Schulbüchern zu lesen, daß die alamannischen Ansiedler, die in der Zeit von 500—800 (Völkerwanderungszeit) unser Gebiet besetzten und besiedelten, höchst unkultivierte, höchst wilde Horden und Eindringlinge und Barbaren gewesen seien, die bei uns die bisherige kelto-römische Kultur zerstörten und erst nach und nach, vor allem mit dem Erstarken des Christentums, gesittete Menschen geworden seien. Die neuere Geschichtsforschung, speziell die Archäologie, kommt zu anderen Resultaten und Erkenntnissen: es steht heute fest, daß die Alamannen, unsere direkten Vorfahren und Ahnen, als sie aus dem Norden in die Schweiz zogen, bereits Völkerschaften und Sippen- und Familienverbände darstellten, die rechtlich und sittlich wohlgeordnete Verhältnisse hatten und eine gewisse Kulturhöhe erreicht hatten.

Unser Land zwischen Jura und Alpen wurde von den Alamannen natürlich nicht auf einmal besiedelt; die Landnahme erfolgte im Gegenteil durch zeitlich aufeinander folgende Einwanderungswellen, wobei feststeht, daß die Gegend um Basel (einzelne Täler des Juras) oder das Aaretal (Südfuß des Jura) 1—200 Jahre früher von Alamannen in Besitz genommen wurden, als das bernische Mittelland, Emmental ꝛc.

Die historische, moderne Forschung stützt sich außer auf die Linguistik (Studium der ur-germanischen Sprache, Orts- und Flurnamenkunde) und die Anthropologie (Studium der menschlichen Skelette) vor allem auf die Archäologie, d. h. die Erforschung alamannischen Gräber und ihres Inhalts. Wiewohl in unserm Gebiet leider noch keine größere Grabstätte unberührt vorgefunden wurde, so ist doch die archäologische Ausbeute aus den vielen durchforschten alamannischen Gräbern eine sehr große. Die Gelehrten bauen ihr Bild von der Kultur der frühesten alamannischen Ansiedler in unserm Land denn zur Hauptsache auf die Durchforschung der Einzel- und Reihengräber. Die mannigfachen Funde, ihr Antreffen, ihre Lage, deren Vergleichung mit andern Kulturrelikten ꝛc. gibt uns über viele Probleme Auskunft. Vielfach (wie etwa in Bümpliz bei Bern, Leuzigen, wohl auch Lyß) zeigt die Erforschung der Gräber, daß die eindringenden Alamannen nicht nur viele Sitten und Gebräuche von den Eingebornen (Kelten resp. Römern) übernommen haben, sondern daß sie auch die bereits vorfindenden Friedhöfe weiter benützten — und einfach sich einfügten in die vorhandene Ordnung.

Interessant ist die Tatsache, daß die nachherige und während Jahrhunderten bestehende Grenze der Bistümer Lausanne und Basel auch die archäologisch erfaßbare Grenze zwischen alamannischem und burgundischem Kulturgebiet gewesen zu sein scheint: d. h. der alte Lauf der Aare im heutigen bernischen Seeland bildete eine Völker- und Kulturgrenze (linkes Ufer burgundisch bis in die Nähe Solothurns, rechtes Ufer alamannisch); und wenn wir, abgesehen von einer neuzeitlichen fluktuanten Bevölkerungsbewegung, genau hinlauschen, so zeichnet sich diese Grenze noch heute ab. Interessant ist der erbrachte Beweis, daß bereits im 8.—9. Jahrhundert die kirchliche Organisation von Einfluß auf die politische Struktur des Landes war.

Während die Burgunder bereits Christen waren, wie dies u. a. auch aus den vielen christlichen Symbolen hervorgeht, die in altburgundischen Gräbern gefunden wurden, waren unsere Alamannen bei der Landnahme noch Heiden, soweit es sich um die ersten Einwanderungswellen handelt. Die Ueberlieferung, daß die Christianisierung bei uns im 7. Jahrhundert einsetzte, dürfte also glaubhaft und historische Wahrheit sein. Soweit die Masse des Volkes

Alamannisches Plattengrab.